

FÜRSORGE UND ZWANG

AUS DER VERGANGENHEIT LERNEN

«Es gibt genug aktuelle Probleme. Die Gesellschaft muss die Jugendgewalt in den Griff kriegen, diese 14-Jährigen zähmen, die wahllos Leute verprügeln. Und den Lehrern den Rücken stärken, die überfordert sind mit Schülern, die zu Hause weder Anstand noch Respekt lernen. Und die Sozialversicherungen und die Sozialhilfe müssen auch reformiert werden. Wieso brauchts da ein Buch über «administrativ Versorgt»?

Weil sich die Behörden von damals mit den genau gleichen Problemen herumgeschlagen haben. Ihr Rezept hiess: administrative Versorgung. Bis 1981 wurden auffällige Jugendliche schon in Gefängnisse und geschlossene Heime eingewiesen, bevor sie überhaupt eine Straftat begehen konnten. Das war die damalige Präventivlösung für Jugendkriminalität.

Disziplinprobleme in der Schule? Wer damals auffällig tat und vielleicht auch zu Hause mit den Eltern Probleme hatte, kam nicht selten zur Erziehung ins Gefängnis.»

Mit diesen Worten beginnt das Buch mit dem Titel «Weggesperrt», das 2010 vom «Beobachter»-Verlag herausgegeben wurde.



Die Geschichte zeigt: Der Umgang mit herausfordernden Jugendlichen wirft immer wieder ähnliche Fragen auf – und die Antworten darauf spiegeln den Zeitgeist. Was früher «administrative Versorgung» war, heisst heute «geschlossene Unterbringung». Unsere Frage bleibt: Wie kann eine pädagogisch sinnvolle und rechtsstaatlich vertretbare Unterbringung aussehen?

Wir stellen uns dieser Diskussion. Es geht nicht um die Frage, ob die bisherige Praxis gerechtfertigt oder falsch war, sondern vor allem um neue Wege: Wie können wir Jugendlichen begegnen, die mit ihrem Verhalten die Gesellschaft herausfordern? Wie stellen wir sicher, dass diese Jugendlichen gehört werden?

AUF SOZIALRÄUMLICHE NÄHE ACHTEN

Empirische Studien zeigen: Kinder profitieren von einer Unterbringung in ihrem sozialräumlichen Umfeld. Entwicklung und Wohlbefinden sind besser, wenn vertraute Bindungen erhalten bleiben. Der Begriff «Fremdplatzierung» ist vor diesem Hintergrund irreführend – treffender ist «ausserfamiliäre Unterbringung», wobei «ausserfamiliär» nicht bedeuten soll, dass ein Kind aus seinem gewohnten Umfeld gerissen wird. Es gilt vielmehr, bestehende soziale Beziehungen zu erhalten, auch in Situationen, in denen ein Kind nicht mehr bei seinen Eltern leben kann. Beispiel: Der Vater ist verstorben, die Mutter schwer krank. Übernehmen die Grosseltern, erwachsene Geschwister, Tanten oder Onkel die Betreuung des Kindes, würde das niemand als «Fremdplatzierung» bezeichnen. Fehlen solche Bezugspersonen, sollte eine Pflegefamilie oder eine Einrichtung im gewohnten Sozialraum gesucht werden. Soziale Bindungen sollten nicht vorschnell infrage gestellt werden. Auch der gewohnte Schul- oder Kitabe such sorgt für Kontinuität und Sicherheit.

Viele Fachkräfte werden an dieser Stelle sagen: «Das ist doch selbstverständlich.» Unsere Erfahrungen zeigen jedoch auch: Es fehlt oft an Zeit, um eine solche

sozialräumlich nahe Lösung zu finden. Ist die Situation eskaliert, bleibt oft nur die Krisenintervention. Der Druck steigt für alle Beteiligten. Das Kind leidet, macht sich Sorgen, möchte beispielsweise zur Mutter zurück. Doch eine Rückkehr wird ausgeschlossen, weil die Mutter nicht ausreichend für das Kind sorgen kann. Das Kind wird dann von einer Kriseneinrichtung in die nächste weitergereicht – irgendwann entzieht es sich und lässt sich nicht mehr auf das Angebot ein. Manche Fachleute deuten dies als mangelnde Kooperationsbereitschaft und entscheiden sich für eine geschlossene Einrichtung: Das Kind müsse «zur Ruhe kommen». Doch kommt es zur Ruhe, wenn sich die Lebensumstände nicht nachhaltig verbessern? Diese Frage beschäftigt uns teilweise über Wochen. Kurzfristige Lösungen sind selten und die Entwicklung lässt sich leider nicht vorhersehen.

AUF TRAGFÄHIGE BEZIEHUNGEN UND DIE EIGENEN KRÄFTE ACHTEN

In der Debatte um geschlossene Unterbringung von Jugendlichen in pädagogischen Institutionen wird oft betont, sie sei in Ausnahmefällen notwendig. Jugendliche müssten vor sich selbst und vor Dritten geschützt werden, wird als Grund genannt. Gemeint ist die Gefährdung der sexuellen Integrität oder durch Suchtmittelkonsum. Oft geht es auch um die Befürchtung, Kinder oder Jugendliche könnten Opfer von Gewalt werden. Das sind reale Gefährdungen und ein Eingreifen ist notwendig. Doch dabei sollte der Blick auf das Umfeld oder die tieferliegenden Ursachen geschärft werden. Denn: Wer Kinder oder Jugendliche aus ihrem sozialen Gefüge reisst, stabilisiert sie eher nicht.

Auch das Hilfesystem steht unter Druck. Die Angst, dass «etwas passiert», ist ständig präsent – ein tragisches Ereignis, das mediale Aufmerksamkeit erregen könnte und Schuldzuweisungen zur Folge hätte. Um Sicherheit zu gewinnen, braucht es eine enge Zusammenarbeit aller involvierten Fachkräfte, gegenseitige

Unterstützung und vor allem das gemeinsame Aushalten schwieriger und risikobehafteter Situationen.

SYSTEMISCH, DIALOGISCH UND VERSTEHEND HANDELN

In einem Kinderschutzverfahren ist ein systemischer Blick wichtig. Alle Beteiligten müssen gehört werden. Ebenso wichtig ist eine innere Ausrichtung, die darauf abzielt, die Perspektiven aller Betroffenen ernst zu nehmen und die Hintergründe ihres Verhaltens zu begreifen. Eine Jugendliche, die immer wieder aus der Institution wegläuft, tut dies vielleicht, weil sie sich um ihre Mutter sorgt. Wer nur auf das Verhalten schaut, übersieht manchmal die Not dahinter.

WANN IST EIN LEBEN «ERFOLGREICH»?

Langzeitstudien, wie die Kauai-Studie der Entwicklungspsychologin Emmy E. Werner, zeigen: Entscheidend für die positive Entwicklung von Kindern und Jugendlichen ist eine Vielzahl von Faktoren. Die Studie, die 700 Kinder auf der hawaiianischen Insel Kauai über mehrere Jahrzehnte begleitete, identifizierte als zentralen Resilienzfaktor das Vorhandensein mindestens einer verlässlichen und liebevollen Bezugsperson. Diese Person zeichnete sich durch Vertrauen, Verlässlichkeit, Verständnis, Verfügbarkeit und Zuneigung aus und hatte einen massgeblichen Einfluss darauf, dass die betroffenen Kinder trotz widriger Umstände nicht straffällig wurden und psychisch gesund blieben. Die Erkenntnisse legen nahe, dass stabile und unterstützende Beziehungen für die positive Entwicklung junger Menschen entscheidend sind.

Karin Fischer, Präsidentin